

Über den Wolken Markus Müller darüber, warum Weihnachten am schönsten zu Hause ist

Um die Feiertage herumfliegen

Silvester in New York, Miami, L. A., San Francisco, São Paulo, Bangkok, Singapur, Hongkong, Joburg oder Daressalam zu verbringen, das sind unvergessliche Erlebnisse. Weihnacht im Ausland ist hingegen eher trostlos. Die Hotels wirken ausgestorben, die Restaurants sind geschlossen, gefeiert wird in der Familie. Ausser dort, wo Weihnachten nicht in der Kultur verankert ist und ganz der westlichen Konsumgesellschaft Rechnung tragend die Kommerzpost abgeht. Mit Glück habe ich nur zwei Weihnachten im Ausland verbracht. In Athen wurde der Fussmarsch an der Akropolis vorbei ziemlich lang, bis wir ein offenes Restaurant fanden. Wir schlugen richtig zu mit einem Festmenü und mussten am Schluss alles Geld zusammenlegen. Unsere laute Fröhlichkeit und gute Laune machte die Taxichauffeure misstrauisch, als wir ihnen eröffneten, wir müssten zuerst ins «Hilton», um Geld abzuheben. Das Angebot, je eine hübsche Flight-Attendant als Pfand zurückzulassen, beruhigte sie, und vielleicht hofften sie sogar, wir würden nicht mehr wiederkommen. Wir würden das natürlich heute nicht mehr tun, sondern – als Repräsentanten der Schweiz – zuerst die neuen Bundesweisungen betreffend den Umgang mit Frauen konsultieren und auch die Taxifahrer damit bekannt machen.

Bereits bei der Flugplanung für den Johannesburg-Flug wurden wir gefragt, wer am Weihnachtessen im Hotel teilnehmen werde. Die meisten, einige waren auf Safari, fanden sich zusammen mit der KLM-Besatzung zum Festschmaus ein. Das «Bull Run» machte seinem Namen alle Ehre mit dem besten Fleisch und Wein der Welt. Zum Abschluss ein Don Pedro. Amarula und Vanilleglace, mit dem Mixer verheiratet. Der Barkeeper resignierte um zwei Uhr und überliess uns die Bar. Er werde am Morgen abrechnen. Einige waren dazu allerdings erst am Abend in der Lage. Man musste ja mit



Dieses Krippenspiel mit Sand anstatt Schnee in Nairobi gefällt dem Kolumnisten besser als Glitter in New York. Bild Markus Müller

den Holländern mithalten. Früher wurde, schön, würdig und sinnvoll, am 25. Dezember nicht geflogen, und nur ein paar Langstreckencrews genossen einen verlängerten Aufenthalt. Es gab genügend Freiwillige, oft in Begleitung von Familienangehörigen.

Keine Weihnachtsstimmung brachte ein Caracas-Flug. Einige Crewmitglieder hatten in freudiger Erwartung des wöchigen Traumaufenthalts in Venezuela Angehörige dabei. Dummerweise gab es in New York eine Umstellung, und die Crew wurde, kaum angekommen, als Passagiere dorthin geschickt, ohne die Möglichkeit, ihre Lieben im vollen Flugzeug mitzunehmen. Sie waren dann unfreiwillig rechtzeitig zu Weihnachten zu Hause, während ihre Angehörigen die Festtage in Caracas verbringen mussten. Wenn man

zwischen Fernost und USA pendelt, könnte man meinen, die Städte würden im Wettkampf um den schönsten Weihnachtsschmuck stehen. Definitiv befinden sich alle im Kampf ums vorweihnächtliche Geschäft. Die Hat-Racks im Flugzeug sind übervoll. Rückkehrer für die Festtage schleppen ganze Wagenladungen, von der Stereoanlage über die Waschmaschine bis zu überdimensionierten Koffern, durch die Abflughallen. Gepäckstücke werden wie Siloballen mit Plastik umwickelt. In L. A. wurden wir vom Sicherheitspersonal angehalten: Das gehe nun gar nicht. Ein Stewart hatte seinen Koffer voll mit Autoreinigungs- und Polierflüssigkeit. Sein Nebengeschäft mit Parkieren und Reinigen von Nobelkarossen laufe halt um diese Zeit super, und die amerikanischen Mittel seien die besten, meinte

er enttäuscht und überliess die Dosen mit dem Flammensymbol dem herbeigeeilten Stationsmanager. Gross war seine Freude und sein Weihnachtsgeschäft gerettet, als er sie in Zürich in einer Kiste zwischen dem Crewgepäck wieder vorfand.

Auch andere Destinationen haben unerwartete vorweihnachtliche Reize. In Amman bestellten wir am 24. Dezember um vier Uhr früh ein Taxi. In halsbrecherischer Fahrt brauste es mit uns ans Tote Meer zum weihnächtlichen Sitzen im warmen Wasser. Tatsächlich sasssen wir richtiggehend im extrem salzhaltigen Wasser und genossen den Sonnenaufgang. Nach der noch rasanteren Fahrt hinauf, waren wir nach einer Zwischenlandung in Larnaca rechtzeitig zum Weihnachtsfest zu Hause.

In Accra hatten wir nach zwei Hotelfestmenüs genug und suchten ein einheimisches Restaurant auf. Nach längerer Fahrt wurde klar, dass unsere Taxifahrer keine Ahnung hatten, wo es lag. Sich durchfragen funktionierte auch nicht, da jeder einen anderen Dialekt sprach und ortsunkundig war. Zum vermeintlichen Glück wurde ein Passant auf die Diskussion aufmerksam und quetschte sich zwischen den Fahrer und mich. Er müsse in der Nähe des Flughafens zur Arbeit und komme gleich mit. Nachdem wir viermal über die gleiche Kreuzung gefahren waren, gestand er kleinlaut, so genau wisse er auch nicht, wo das Restaurant liege. Mittlerweile in der Nähe des Flughafens angekommen, wusste ich den Weg ungefähr. Nach über einer Stunde kamen wir verschwitzt an. Die Taxifahrer wollten mehr Geld, weil sie viel länger gefahren seien als abgemacht – und der Mitfahrer wollte Geld für die Rückfahrt zum Arbeitsplatz, der nun plötzlich am anderen Ende der Stadt lag. Während sich die Fahrer mit dem Trinkgeld einsichtig zeigten, folgte uns der gescheiterte Führer ins Restaurant und referierte vom Nebentisch aus immer lauter. Unsere beiden mitfliegenden, gut bemuskelten Tiger (Sicherheitsbeauftragte des Bundes) beendeten die immer dreister werdenden Drohungen und setzten ihn unmissverständlich und nicht gerade sanft vor die Tür, was ihnen der Wirt mit offerierten Drinks dankte. Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, schöne Festtage und ein gutes neues Jahr von «Über den Wolken».



Markus Müller
Linienpilot
und
Kantonsrat

Ein Lichtschwert so stark wie 70 Autos

Wenige Sekunden nur, dann hat Jedi-Meister Qui-Gon Jinn mit seinem «Star Wars»-Lichtschwert ein Loch in eine Metalltür geschmolzen. Welche immense Energieleistung dafür nötig wäre, hat ein junger Forscher berechnet – und die Leistung je nach Lichtfarbe gleich mit.

LEICESTER Im Kino werden derzeit wieder Lichtschwerter geschwungen: Auch im neuen «Star Wars»-Film kommt die mächtige Waffe der Jedi und ihrer Gegner, der Sith, zum Einsatz. Welche Energie ein Lichtschwert unter realen physikalischen Bedingungen besitzen müsste, hat ein Student der University of Leicester (Grossbritannien) kalkuliert. Luke Willcocks kommt in seinen Berechnungen auf knapp sieben Megawatt, was der Energieleistung von etwa 70 Autos entspricht. Die beiden Fachartikel sind im «Journal of Interdisciplinary Science Topics» der University of Leicester erschienen.

Willcocks geht bei seinen Berechnungen von einer Szene aus dem Film «Star Wars: Episode I – Die dunkle Bedrohung» aus. Darin schneidet der Jedi-Meister Qui-Gon Jinn mit seinem grünen Lichtschwert ein Loch in eine Metalltür. Unter der Berücksichtigung von Filmschnitten benötigt er dafür elf

Sekunden. Willcocks vermutet, dass das verwendete Metall grosse Ähnlichkeiten mit Titan hat. Deshalb legt er seiner Kalkulation dessen spezifische Dichte zugrunde.

Leistung eines kleinen AKW

Beim Lichtschwert nimmt er eine Standardgrösse von 91 Zentimetern Länge und vier Zentimetern Durchmesser an. Indem er die Menge an geschmolzenem Metall einbezieht, kommt er auf eine Leistung von 6,96 Megawatt. Das wiederum ist nur

zwei Grössenordnungen von der Leistung eines kleinen Atomkraftwerks mit 500 Megawatt entfernt. «Diese hohe Leistung aus einer so kleinen Quelle macht das Lichtschwert zu einem effizienten Gerät, um durch dichte Materialien zu schneiden und Droiden zu bekämpfen», folgert Willcocks.

Im zweiten Beitrag nimmt er sich der Frage an, wie sich Lichtschwerter unterschiedlicher Farbe in der Leistung unterscheiden. Die Berechnung des Studenten basiert darauf, dass die verschiedenen Wellenlängen des Lichts

auch mit einem unterschiedlichen Energiegehalt der Photonen (Lichtteilchen) verbunden sind. Wenn man vom grünen Lichtschwert mit einer Leistung von 6,96 Megawatt ausgeht, dann beträgt die entsprechende Leistung beim roten Lichtschwert nur 5,47 Megawatt, bei einer violetten Waffe jedoch 9,34 Megawatt. Violett wäre demnach die Farbe des energiereichsten Lichtschwerts. Das gilt allerdings nur, wenn ein Lichtschwert ausschliesslich Photonen erzeugt. Aus einigen «Star Wars»-Veröffentlichungen gehe allerdings hervor, dass die Waffe eher ein Plasma erzeuge, schreibt Willcocks. «In diesem Fall sollte das Lichtschwert als Plasmaklinge oder ähnlich bezeichnet werden, um genau zu sein.»

«Man macht es, weil man es kann»

Metin Tolan, Experimentalphysiker an der Technischen Universität Dortmund, hat die Aufsätze von Willcocks mit Vergnügen gelesen. Er selbst ist Autor eines Buches über die Physik in der «Star Trek»-Film- und -Fernsehserie. «Manche Sachen macht man, weil man es kann», begründet er solche spassigen Arbeiten von Physikern. Zugleich seien sie aber auch geeignet, um junge Menschen für die Physik zu begeistern. Tolan ist bei Science-Fiction-Filmen aufgefallen, dass die nutzbare Energie oft stark übertrieben dargestellt wird. So würde seinen Berechnungen zufolge das Raumschiff «U.S.S. Enterprise» im «Star Trek»-Universum den 20-fachen Energieinhalt unserer Sonne benötigen, wenn es einmal den Warp-Antrieb verwendet. (sda/dpa)



Diese «Star Wars»-Fans liefern sich in New York eine erbitterte Schlacht mit ihren Laserschwertern – diejenigen mit den violetten Waffen dürften gewinnen. Bild Key

Bob Marley erhält eigene Spinnenart

BRISBANE Eine australische Küstenspinne ist nach dem Reggae-Musiker Bob Marley (1945–1981) benannt worden. Desis bobmarleyi erhielt ihren Namen nicht wegen ihrer Ähnlichkeit mit Marley, sondern wegen eines Songs von ihm: «High Tide or Low Tide» (Flut oder Ebbe). Die 2009 an der Nordostküste Australiens entdeckten Tiere halten sich in der Gezeitenzone vor dem Great Barrier Reef auf und machen sich den Wechsel von Ebbe und Flut für die Jagd zunutze. Eine Gruppe um Barbara Baehr vom Queensland Museum in Brisbane (Australien) stellt die Art im Fachmagazin «Evolutionary Systematics» vor. «Das Lied «High Tide or Low Tide» wirbt um Liebe und Freundschaft durch alle Kämpfe des Lebens hindurch», begründet die Forscher ihre Namenswahl. In diesem Sinne sei das Forscherteam damals zur Feldforschung aufgebrochen.

«Kämpfe des Lebens» passt aber auch zu der entdeckten, sechs bis neun Millimeter grossen Küstenspinne. Denn einfach wirkt ihr Leben nicht: Bei Flut hält sie sich an Seepocken, Korallen und Seetang fest und atmet mithilfe von Luftkammern, die sie sich aus Seide baut. Bei Ebbe jagt sie kleine wirbellose Tiere, die sie auf Felsen, Korallen und Pflanzen findet.

Desis bobmarleyi ist nicht das erste Tier, das nach Bob Marley benannt wurde: Seit 2012 ist Gnathia marleyi in zoologischen Werken verzeichnet. Es handelt sich um einen Krebs, der als Parasit hauptsächlich einen Fisch namens Französischer Grunzer befällt. Der Krebs stammt genauso wie der Musiker aus der Karibik. (sda)